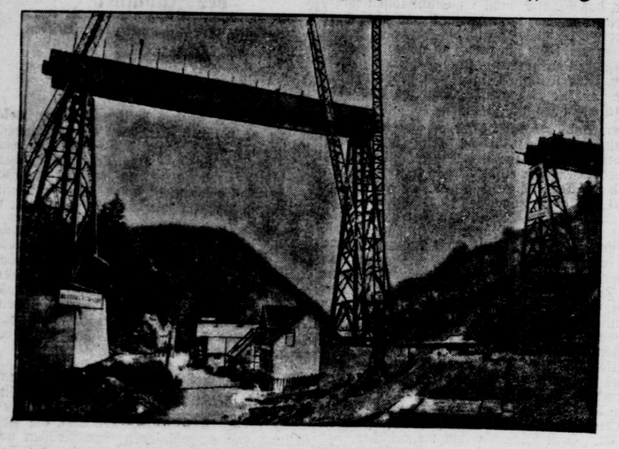
Die neue Eisenbahnlinie im Harz vor der Eröffnung



Der Viadukt - Bau bei Rübeland,
der die größte Eisenbahnbrücke des Harzes darstellt. Bemerkenswert ist, daß der gesamte Viadukt, sowohl Pfeiler wie Träger ohne Verwendung irgendwelcher Gerüste errichtet worden sind. Die Harzbahn Blankenburg—Rübeland ist völlig umgebaut worden. Der erste Bauabschnitt Hüttenrode—Rübeland ist jetzt nahezu fertiggestellt und soll Anfang Februar eröffnet werden.

Ueberrascht die Treffsicherheit der Eingeborenen schon bei direktem Schuß, so ist ihr „Schuß von oben" geradezu verblüffend, ein Kunststück, das in jedem europäischen Varieté Beifallsstürme entfesseln müßte. Gewisse Ziele sind von der Seite nicht zu erreichen, insbesondere kann man die harten Schalen der großen Arrauschildkröten — die sehr gut schmecken — nur durchbohren, wenn der Pfeil mit großer Gewalt senkrecht von oben herunterkommt. Deshalb schießt der Wilde anscheinend in den Himmel hinein — schon als kleiner Junge übt er das. Er visiert, im schwankenden Boot stehend, einen Augenblick das Ziel an, das meist ein kaum erkennbarer schwarzer Punkt im sonnenflimmernden Wasser ist. Dann hebt er den auf der gespannten Sehne liegenden Pfeil höher — schließlich so hoch, als wollte er geradewegs in den Himmel hinein schießen. Dann sieht man, wie das Geschoß über die mächtigsten Urwaldbäume hinauffliegt, es steigt schätzungsweise 150 Meter oder mehr. Dann wendet es sich und kommt nun, mit der schweren Spitze voran, wieder herunter. Infolge der großen Höhe stürzt es mit rasender Geschwindigkeit und trifft mit einer schier unfehlbaren Sicherheit sein Ziel. Handelt es sich um Fische, die oft — mehr aus Sport und zur Uebung — mittels Bogenschusses erlegt werden, so benützt man kleinere Bogen und kürzere Pfeile, die dann nur bis zu einer viel geringeren Höhe aufsteigen. Bei den hartschaligen Riesenschildkröten bedarf es aber einer größeren Kraft, und in der Tat durchbohrt der dann verwendete schwere Pfeil das Opfer in der Regel so, daß er durch den Rücken- und Bauchschild durchgeht. Ein Weißer lernt den „Schuß von oben" nie; den muß man von Jugend auf gelernt haben.

Daß die Wilden auch auf allen anderen Gebieten des Waldlebens Meister sind, bedarf keiner Erwähnung. So verstehen sie das Fallenstellen und Schlingenlegen aufs beste. Sie behelfen sich dabei aber immer mit den Erzeugnissen des Waldes, legen die Schlingen also mit den überall wachsenden zähen Lianen usw. Auch der Giftzahn durch Wasservergiften ist ihnen wohl bekannt, wie sie ja überhaupt das Giftmischen ausgezeichnet verstehen. Vergiftete Pfeile und Blasrohrbolzen sind ihre Lieblingswaffen: sie jagen z. B. den Jaguar, den König ihrer Wälder, indem sie aus dem Hinterhalt einen kleinen Blasrohrbolzen nach ihm schießen, der die Haut des Tieres kaum ritzt. Trotzdem verendet es schon wenige Minuten später, denn vorn an dem Bolzen ist ein vergifteter Dorn angebracht. Das Fleisch der so erlegten Tiere kann man bedenkenlos genießen, denn die Gifte wirken nur, wenn sie in die Blutbahn kommen. Es sind meist dunkelbraune, honigartzähe, klebrige Gifte, die nach wenigen Minuten durch Herzlähmung töten.

Der Sch[illen]genreicher von Luxor

Musa Muhameds seltsamer Geruchssinn. — Die gebändigte Diademschlange. — Die Probe vor der Polizei.

Von Professor Dr. J. Schiller.

Merkwürdig klingen die Berichte von Reisenden aus Afrika und dem schlangenreichen Indien über Menschen, die eine staunenerregende Sicherheit und Kunstfertigkeit im Auffinden und Herlocken der Schlangen aus ihren Schlupfwinkeln besitzen. Es mag unter diesen Menschen, die den Fremden in den viel besuchten Ausflugsorten Aegyptens, Algiers und Indiens ihre Kunst anpreisen, vielfach solche geben, die mit den Gewohnheiten der Schlangen vertraut sind und genau wissen, daß die Tiere ihre bestimmten Schlupforte haben.

In den letzten Jahren erregten einige Schlangenfänger in Aegypten und Algerien Aufsehen. Unter ihnen wurde besonders berühmt Musa Muhamed, genannt der Schlangenfänger von Luxor, über den verschiedene Reisende berichteten und dem seine bewundernswerte Fähigkeit, die Schlangen zu riechen, alljährlich ein kleines Vermögen einbringt. Dieser Schlangenfänger versteift sich durchaus nicht darauf, nur an jenen Orten die Schlangen durch seinen Geruch zu finden, wohin er die Reisenden führt, sondern stellt es jedem frei, in beliebiger Gegend seine Kunst zur Anwendung zu bringen. Er wird stets von einem Gehilfen begleitet, der einen aus Schilfrohr geflochtenen dicken Korb als Behälter für die gefangenen Schlangen trägt. Kommen die Reisenden an einem Ort an, wo die Schlangen gefangen werden sollen, dann geht Muhamed fünf bis zehn Schritte voran, während sein Gehilfe aus Respekt vor den Fremden weit hinten nachfolgt. Dann bietet der Schlangenmann eine Leibesdurchsuchung an, um darzutun, daß er weder Schlangen in seinem Gewand mit sich führt noch vielleicht irgend etwas in seinen Kleidern berge, durch das die Schlangen besänftigt würden.

Ruhig schreitet er, einen langen, am Ende gespaltenen Stock in der Hand tragend, dahin, saugt mit seiner Nase bald rechts, bald links vom Wege die Luft in sich ein. Stets hört man ihn monoton Koransprüche singen, die nur einen Augenblick dann ausbleiben, wenn er in seine Nase die Witterung einer Schlange bekommt. Da liegt weit seitwärts vom Weg ein kleiner Haufen von Hirsestroh, auf den er laut rufend zugeht: „Ich rieche eine Kobra." Mit seinem Stock lüftet er auf der einen Seite ein wenig das Stroh, und plötzlich sieht man eine zusammengeringelte prächtige Schlange in ihrem Lager liegen. Er schiebt mit der Spitze des Stockes das giftige, mächtig zischende und in immer stärkere Erregung geratende Tier aus seinem Lager ein wenig heraus. Das Tier hebt den Kopf und bläht den Hals auf, um in Angriffsstellung überzugehen. Muhamed stößt die Koransprüche in mächtiger Erregung mehr bellend als singend hervor. Das Tier beruhigt sich, und dann ergreift er es plötzlich mit unheimlich schneller Bewegung von rückwärts in der Nähe des Schwanzes und hebt es empor. Ruhig hängt das Tier an seiner rechten Hand, nur das erste Drittel mit dem Kopf ist leicht aufwärts gebogen. Musa befindet sich noch immer in einer eigentümlichen Erregung. Das Tier wird kaum durch seinen Blick besänftigt, da er es nur hin und wieder anschaut, meist sind seine Blicke starr vor sich hin und auf die staunenden Zuschauer gerichtet. Unterdessen ist der Korbträger herangekommen, und Muhamed legt nun das sonst so bissige Tier, das sich kaum bewegt, in den Korb hinein.

Wieder schreitet der Freund der Schlangen einige hundert Meter dahin, und schon wieder ruft er: „Ich rieche eine Schlange!" Einige Steine liegen unter einer Palme, auf die er wieder in großer Erregung zuschreitet. Bald sind die Steine mit seinem Stock verschoben, man sieht eine Oeffnung im modrigen Boden, die er ein wenig erweitert, und schon schießt wieder eine Kobra heraus, die gegen seinen Stock anspringt. Aber nicht lange dauert das Zischen und Züngeln, nicht lange hält sie den Rachen aufgesperrt, nur kurz blickt sie mit funkelnden Augen den Ruhestörer an. Und wie sie den Kopf zur Erde neigt, ist sie auch schon wieder am Schwanzende gepackt. Das Tier scheint wie durch Zauberkraft von seiner Bißwut befreit zu sein, und der merkwürdige Mann legt das außerordentlich giftige Reptil um seinen von den Kleidern entblößten Hals. Dabei bleibt die Schlange ruhig; nichts verrät Angriffslust, höchstens spiegelt sich in den Gebärden Furcht. Schließlich löst Musa die Windungen des langen Körpers von seinem Hals und legt die Schlange vorsichtig zu ihrer Artgenossin in den Korb.

Musa Mohammed war bald in ganz Aegypten so bekannt, daß die übrigen Schlangenbeschwörer und -fänger vor leeren Bänken sich produzierten. Denn alle Tage nahmen ihn die Fremden auf ihren Autos mit hinaus, damit er ihnen seine merkwürdige Fähigkeit, die Schlangen zu riechen, zeige. Der Neid der Gaukler in Luxor und an anderen Orten ging so weit, Musa bei den Behörden als Schwindler anzuzeigen. Das taten auch einige Touristen, denen Musa nicht einwandfrei zu sein schien. Auf seinen Wunsch gab ihm das Gericht Gelegenheit, seine Fähigkeit draußen in der freien Natur im Schlangenfangen zu zeigen. Vor den mitgekommenen Sachverständigen machte er sich sofort an die Arbeit, und bald roch er hier und dort giftige und harmlose Schlangen. Als er so in kurzer Zeit mehrere Dutzend gefangen hatte, beantragten die Sachverständigen seine sofortige Enthaftung und waren höchst verblüfft über die merkwürdigen Fähigkeiten dieses Mannes. Er darf nun unbehindert seinem erträglichen Erwerb nachgehen.

Da in Luxor jeder Fremde von diesem Manne hört, gibt es selten einen, der die Gelegenheit unbenutzt vorübergehen läßt, sich ein Dutzend Schlangen fangen zu lassen. Aber Musa tötet aus Aberglauben kein einziges der gefangenen Tiere, da er glaubt, daß es um seine Fähigkeit, die Schlangen zu riechen, geschehen wäre, wenn er die Tiere tötete. In diesem Falle würde es wahrscheinlich schon in der Umgebung von Luxor keine Schlangen mehr geben. Er läßt alle wieder frei.

Am Ausguck

Weshalb die Pariser nicht baden dürfen.

Die Franzosen sind bekanntlich ein sehr wasserscheues Volk und halten gleichzeitig auch den Verbrauch von Seife vom Hals abwärts recht niedrig. Ein Arzt, der zugleich Mitglied des Pariser Stadtrates ist, wirkte daher als wüster Revolutionär, als er vorschlug, die von der Stadt finanzierten Neubauwohnungen mit einem Bad zu versehen. Natürlich dachte der Mann nicht gleich an ein Wannenbad, sondern an ein Brausebad, das auf schlechthin geniale Art mit einer anderen Einrichtung verbunden werden sollte, die auch in Badezimmern aufgestellt zu werden pflegt. Die Verbindung der Vorkehrung für die Beseitigung der innerlichen Schlacken auch für die äußerliche Berieselung oder Bebrausung ermöglichte die Herstellung der Wohnungen mit dieser wünschenswerten Bereicherung ohne Unkostenvermehrung. Die Pariser städtischen Körperschaften sträubten aber dennoch ab. Sie fürchteten, daß nach der Einführung dieser Neuerung die Bewohner der schon gebauten Häuser Mietsherabsetzungen verlangen würden.

Verantwortlich H. Semmelmann, Altena.
Druck und Verlag: C. Sanß, Altena.

Heimat und Ferne
Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung
Nr. 4 Mittwoch, 28. Januar 1931

Auch Schiffe haben ein Schicksal

Zwei deutsche Ozeanriesen im unbekannten Amerika.

Von Wm. Hoffmeister-Newyork.

Wer heute etwas entdecken will, muß entweder ganz weit fahren und Geld, viel Geld und viele Leute und große Landkarten haben, oder er muß daheim bleiben. Entdecken, das sei einmal gesagt, kann man immer, wenn man will oder den richtigen Weg einschlägt.

Diese Erfahrung machten wir neulich, als wir auf wilder Wochenend- und Entdeckungsfahrt waren. Es begann als Wochenendfahrt. Wir waren unserer vier: Drei Zeitungsleute und eine alte Rattelmaschine, ein bereits mächtig vom Zahn der Zeit angefressenes und angeknabbertes Auto, dem die hohe Obrigkeit eigentlich schon vor Jahr und Tag das Erscheinen auf öffentlicher Straße verboten haben sollte. —

Querfeldein sollte es hinter Philadelphia, der ersten Raststation nach der Hudson Metropole, gehen. Und wahrlich, es ging querfeldein. Bis herunter ins südliche Maryland, wo man noch Weizen baut und nicht schon Tabak und Zuckerrohr und Baumwolle. Wo Hügel sich noch an Hügel und Hügelchen sich an Hügelchen reiht. „Tin-Lizzie" benahm sich nett. Wie eine Lady. Mit Macht und viel Geschick rattelte sich unsere ehrwürdige Dame durchs Gelände. Nur einmal schien die Sache bedenklich schwer zu gehen. Der Hügel stieg aber auch wirklich etwas steiler an als die Vorgänger. Vielleicht gehörte es sich so, denn es war der letzte. Wir kamen hoch.

Vor uns dehnte sich mindestens fünf Kilometer lang und drei Kilometer breit ein gerade langsam gelb werdendes Weizenfeld. Dahinter glitzerte weißgrau in der Sonne ein Fluß, der Patuxent River. Auf ihm sahen wir zwei große Schiffe. Jedes mit vier Schornsteinen, alle leicht nach hinten geneigt.

Wir dachten zunächst an eine Fata Morgana, an ein närrisches Traumbild. (Und hatten doch gar keinen Drink gehabt.) Zwei Ozeanriesen auf diesem Fluß mit dem seltsamen Namen, den niemand kennt? In dieser Gegend, wo man noch immer Weizen und nicht schon Tabak baut?

Und doch sah jeder zwei Schiffe mit je vier Schornsteinen, alle leicht nach hinten geneigt. — Also hin. Am Flußufer gab es die Erklärung. Dort standen vier Farmer, die Bescheid wußten.

„Mount Vernon" und „Monticello" hießen die beiden Riesen zuletzt; „Kronprinzessin Cecilie" und „Kaiser Wilhelm II." hießen sie vordem.

Auch Schiffe haben ein Schicksal.

„Kronprinzessin Cecilie", „Kaiser Wilhelm II.", die beiden Ozeanriesen, die vor vielen Jahren den Atlantik kreuzten. Die damals immer neu waren; immer in frischer Farbenpracht glänzten. Zwei schlank gebaute Riesen. Es war einmal . . .

Anders ist die Gegenwart. Hier fristen sie ein kümmerliches Dasein und warten auf die Zukunft, die noch nicht entschieden worden ist. Wird es Verfall, wird es Abwracken sein? Wird der Patuxent Friedhof sein? Patuxent heißt nach einer Version „der ruhig Fließende", nach einer anderen „der behaglich sich Windende". Der Name paßt zum Bilde.

Ein kleines Boot brachte uns zur „Kronprinzessin Cecilie", und über ein brüchiges Fallreep ging es an Bord.

Zwei Eindrücke erhält man. Da ist eine unverkennbare Reinigungsprozedur auf der einen, ein häßlicher Verfall auf der anderen Seite.

Auf jedem Schiff sind tagein, tagaus 15 Leute beschäftigt. Sie sollen nach dem Rechten sehen und Ordnung halten. Maschinen- und Kesselanlagen und Außenbordswand sind Hauptsache. Man berichtete uns, daß Maschinen und Kessel noch in bester Verfassung seien. Ebenso der ganze Schiffsrahmen bis herauf zum Bootsdeck.

Wer aber ins Schiffsinnere schaut, sieht trübe Dinge. Kabinen sind seit Jahren nicht gereinigt, Bullaugen nie geöffnet worden, auch Speisesaal und Gesellschaftsräume verwahrlost: ohne Stühle, ohne Tische. Fingerdick liegt der Staub noch über dem Rost. Die Gemälde, die einst die Räume schmückten, sind fort. Herausgeschnitten oder auch einfacher herausgerissen. Dahin ist die alte Pracht.

Trübe Gegenwart. Mit Tausenden von Würmern im morschen Holz. Nur der alte Damensalon über dem Promenadendeck, in dem einst die „modernen und mondänen Frauen" heimlicherweise eine Zigarette rauchten, zeigt als einziges Zimmer noch etwas von der alten, der guten Seite. Die Holztäfelung ist einigermaßen erhalten, wenn auch schon hier und dort zersplittert und brüchig. Sogar ein Stuhl befindet sich hier noch, aber den ließ wohl ein Offizier zurück, der mit dem Schiff nach dem Kriege aus Frankreich heimgebracht wurde. —

Im ruhig und behaglich fließenden Patuxent liegen die beiden Schiffe und warten auf einen neuen Tag, auf ein neues oder das unwiderrufliche Schicksal, den Verfall. Vielleicht schlägt das amerikanische Bundes-Schiffahrtsamt sie an eine Privatreederei los. Eher aber werden sie wohl zum Abwracken verkauft werden. Bis vor zwei Jahren lagen die beiden Schiffe in Newport News, Virginia. Die Behörde zahlte jährlich 150 000 Dollar Dockgebühr. Das war zuviel. Von irgendwo kam eine Empfehlung, die Schiffe dem Patuxent anzuvertrauen. Man ließ nachsehen, fand alles gut und schleppte sie nach dort ab.

Und im Patuxent liegen sie. Mitten im Fluß, der unbekannt ist. Betreut wohl, aber doch schon längst vergessen. Zwei Ozeanriesen, die ihre guten Tage hatten.

Abenteuer in der Antarktis

Acht Orkas glücklich entronnen. — Erlebnisse auf der Scottschen Südpolarexpedition.

Von H. G. Ponting,
dem berühmten Künstler und Forscher.

Das Photographieren auf Forschungsreisen verlangt ständige Aufmerksamkeit, unbegrenzte Geduld und nicht geringe Ausdauer. Selbst unter idealen Bedingungen erlebt man häufig Enttäuschungen, und daher ist ein heiteres, optimistisches Temperament außerordentlich wichtig, mehr jedoch als alles andere die Liebe zu seiner Arbeit, denn damit lassen sich alle Schwierigkeiten überwinden.

Von Kindheit an habe ich Interesse für die Lichtbildnerei besessen. Meine Kameras waren meine Lebensgefährten, ihnen danke ich alle meine Abenteuer. Bevor ich 1910 mit Kapitän Scotts Polarexpedition nach dem fernen Süden ging, hatte ich manches Jahr auf Reisen zugebracht, — darunter zwei um die Welt — und drei Jahre lang Aufnahmen im Paradies jedes Künstlers, Japan, gemacht. Viele tausend Bilder wurden von mir aufgenommen, mit ebenso zahlreichen wie mannigfaltigen Motiven.

Ich brauchte Bände, wollte ich all meine interessanten Erfahrungen mit der Kamera erzählen, denn ich habe in jedem Klima, vom Dschungel der Tropen bis zu 50 Grad unter Null in Sibirien, gearbeitet. Die erwähnenswertesten Abenteuer erlebte ich indessen auf Scotts Südpolarexpedition.

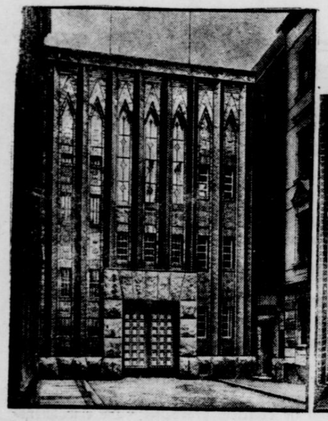
Die Wetterverhältnisse in der Antarktis wollen genau studiert sein, denn fürchterliche Schneestürme können jeden Augenblick ohne Warnung vom Pol herniederfegen. Einmal — es war besonders schönes Wetter, und ich benutzte die Gelegenheit, so viel Aufnahmen wie möglich zu machen — stand ich gerade im Begriff, mit einem Schlitten voll photographischer Apparat über das Eis zu gehen, als in der Nähe des Schiffes acht Orkas laut blasend auf das Eis zukamen. Nun ist dieses Tier ein wahrer Wolf der See, der fürchterlichste aller Schrecken des Ozeans. Die Orka gehört zu den fleischfressenden Walen, mißt etwa sieben Meter in der Länge und nährt sich von Warmblütern wie z. B. Seehunden. Sie greift selbst andere Wale, die bedeutend größer sind als sie selbst, an und tötet sie.

Kapitän Scott bemerkte den sich nähernden Schwarm und rief mir zu, ob ich nicht eine Aufnahme von ihm machen könne; aber ich hatte schon selbst nach meiner Reflex-Kamera gegriffen. Die Wale tauchten unter das Eis; ich schätzte hastig, wo sie vermutlich wieder auftauchen würden, und lief, während ich die Kamera einstellte, auf diese Stelle zu. Ich befand mich noch etwa zwei Meter vom Rande des dreiviertel Meter dicken Eises entfernt, als dieses sich zu meiner Bestürzung unter meinen Füßen hob und rings um mich zersplitterte, während die acht Orkas dicht gedrängt unter dem Eis auftauchten und „spuckten". Eine war nur anderthalb Meter von mir entfernt. Ich sah die offenen Nüstern, auf die geringe Entfernung fühlte ich den ausgestoßenen Atem wie einen Luftstrom aus einer Luftpumpe; der warme Dampf hüllte mich mit seinem starken Fischgeruch ein. Glücklicherweise warf der Stoß mich nach hinten, statt nach vorn ins Wasser, sonst würden meine Südpolerlebnisse wohl ein vorzeitiges Ende gefunden haben.

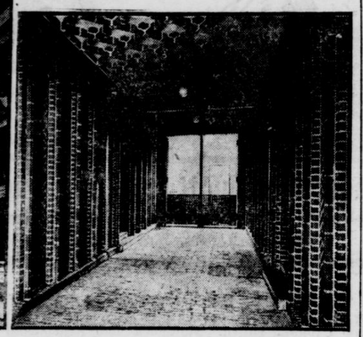
Als die Wale beim Auftauchen das Eis mit ihren Rücken berührten, hörte man einen lauten, dumpfen Ton. Kaum hatten sie sich frei gemacht, so riefen sie mit schnellen Bewegungen der großen Schwanzflossen einen fürchterlichen Aufruhr im Wasser hervor, wobei sie die Scholle, auf der ich mich befand, so stürmisch zum Schwanken brachten, daß ich alle Geschicklichkeit aufbieten mußte, um nicht ins Wasser zu fallen. Dann gingen sie entschlossen zum Angriff auf mich vor. Das Schiff lag etwa 50 Meter entfernt; ich hörte wilde Rufe „Achtung! Springen Sie doch! Mensch, beeilen Sie sich!" Aber ich konnte nicht laufen. Ich vermochte mich bei meinen Sprüngen von Scholle zu Scholle des schwankenden Eises gerade auf den Beinen zu halten, mit den blasenden und pustenden Walen dicht hinter mir. Ich war neugierig, ob ich mich in Sicherheit bringen könnte, bevor die Tiere mich erreichten, und erinnere mich genau, daß ich daran dachte, wie höchst unangenehm doch ihr erster Biß sein würde, daß ich mir wegen des zweiten aber keine Gedanken mehr zu machen brauche.

Die zerbrochenen Schollen waren mit der Strömung bereits ins Treiben geraten. Als ich zur letzten kam, bemerkte ich, daß ich das feste Eis im Sprunge nicht mehr erreichen könnte. Einen Augenblick stand ich und überlegte. Vom Schiff her hörte ich laute Rufe „Mensch, so springen Sie doch!" Gerade da drehte sich zu meinem Glück die Scholle, auf der ich stand, ein wenig in der Strömung, der offene Spalt wurde schmaler, ich konnte ihn überspringen. Doch nicht einen Augenblick zu früh. Als ich mich, in Sicherheit, umwandte,

Das modernste Gefängnis Deutschlands



Vorderfront des neuen Gefängnisses in Liegnitz. (Klinkerbau mit Dolomitblöcken.)



Ein Flurgang aus dem neuen Liegnitzer Polizeigefängnis.

In vorbildlicher Bauweise ist das neue Liegnitzer Polizeigefängnis errichtet worden. Das architektonisch höchst formvolle Gebäude enthält in 3 Geschossen 19 Haftzellen, einen großen Aufnahmeraum und Räume für die Kriminalpolizei. Die Zellen sind einheitlich ausgestattet, Bodeneinrichtungen und Zentralheizungsversorgung befinden sich im Keller.

tauchte ein schwarz und brauner Kopf aus dem Wasser auf, legte sich auf das Eis und blickte mit den kleinen Schweinsaugen in die Runde, um sich zu vergewissern, was aus mir geworden war. Das Untier öffnete den weiten Rachen, ich sah die schrecklichen Zähne, denen ich mit knapper Not entgangen war.

Der Vorfall hat mir einen tiefen Respekt vor diesen Teufeln des Meeres eingeflößt, ich habe mich nie wieder mit ihnen eingelassen.

Nicht lange nach diesem Abenteuer mit den Orkas hatte ich ein anderes, aus dem ich nur mit genauer Not entkam. Ich wünschte sehr, einige schöne Eisberge, etwa drei Kilometer vom Schiff, zu photographieren. Da ich einen Schlitten zu ziehen hatte, geriet ich tüchtig ins Schwitzen, sodaß die gelbe Eisbrille, die ich als Schutz gegen Schneeblindheit trug, beschlug und ich nichts mehr sehen konnte. Ich wollte gerade halt machen und die Gläser abwischen, als ich das Eis unter mir nachgeben fühlte. Wegen der beschlagenen Brille konnte ich nicht einen Meter weit sehen, doch ich fühlte das Wasser an den Füßen und hörte das leise, knisternde Geräusch des unter mir nachgebenden Eises. Ich machte mir sofort klar, daß, wenn der schwere Schlitten, in dessen Geschirr ich steckte, durchbräche, er wie ein Stein wegsacken und mich mit sich reißen würde. Einen Augenblick empfand ich den Trieb, mich zu retten, indem ich mich aus dem Zuggeschirr frei machte; doch diese Anwandlung unterdrückte ich auf der Stelle. Ich war ja nach dem Süden gekommen, um seine Wunder im Bilde festzuhalten; ohne meine Kamera wäre mir das unmöglich. Unter allen Umständen mußte ich daher meine unersetzliche Ausrüstung retten oder mit ihr untergehen.

Das Eis begann unter meinen Füßen zu sinken, aber es brach nicht. Jeden Schritt hielt ich für meinen letzten. Kaum konnte ich den Schlitten noch schleppen, da fühlte ich, während mir der Schweiß aus allen Poren drang, festes Eis unter mir. Mit einer letzten Anstrengung kam ich hinauf und vermochte auch den Schlitten hinauf zu ziehen. Dann brach ich zusammen. Ich war so völlig erschöpft, daß sich erst nach einer geraumen Zeit das Zittern in meinen Beinen verlor. Als schließlich meine Knie mich wieder trugen, setzte ich meinen Weg fort, und so bekam ich endlich die ersehnten Aufnahmen.

—⊡—

Auf Moschusjagd in Ostsibirien

Ein Jagderlebnis von Joseph M. Velter.

Ueber die Schluchten und Waldwüsten des Sichota Alin war der Winter gekommen. Wir hausten zu dritt in einer verlassenen Fanza, die wir zu einem Blockhaus ausgebaut hatten, mein Freund und Gefährte Imquill, der udechesische Jäger Pau und ich.

Nach wenigen hellen Tagen hatte es zu schneien begonnen. Nachts heulte und pfiff der Wind um die schneeverwehte Hütte. Aus den Waldwildnissen rauschte und brauste es. Schon begannen die Wolfsrudel allnächtlich ihr Hungergeheul, das bald nach Einbruch der Dunkelheit einsetzte.

Der Udechese hatte in einer Bergsenke eine lange Sperrwand aus Pfählen und Reisig gebaut. Hier sollten Schlingen für das Kabarga, das Moschustier, gestellt werden. Wenn die Tiere des Nachts aus den steinigen Hängen und Arvendickichten zur Aesung zogen, mußten sie sich in den Schlingen fangen. Richtig, nach wenigen Tagen kam Pau von seinem Morgen-Kontrollgang zurück, in recht fröhlicher Laune, da sich in den Schlingen fünf Kabargas gefangen hatten; zwei davon waren Männchen, die allein die begehrten Moschusbeutel liefern. In früherer Zeit, vor dreißig, vierzig Jahren noch, wurden alljährlich in den Bergen des Sichota Alin gegen 30 000 Moschustiere erbeutet, heute mögen es noch 2000 sein. So ist auch der Preis der sich früher auf einen Goldrubel belief, ständig gestiegen, und heute zahlt der chinesische Händler für einen Moschusbeutel, Schan-ssy-ssy genannt, bis zu zehn Rubel.

Imquill und ich erblickten nun in dem wahllosen Abfangen der Kabargas, bei dem oft um eines Männchens willen sechs Weibchen ihr Leben nutzlos lassen mußten, einen Frevel. Pau begriff zwar unsere Bedenken nicht; doch fügte er sich gern, als wir versprachen, mit ihm auf die Kabargajagd zu ziehen. Auf der Pirsch oder dem Ansitz konnten wir die zu erlegenden Tiere auswählen.

Zwei Tage jagten wir so in den westlichen Berghängen, kamen aber nicht zum Schuß. Wohl verfolgten wir eine Anzahl der kleinen, spitzen Fährten, die an Rehfährten erinnern, aber auch den Abdruck der Afterklauen zeigen, doch alles war vergeblich. Da schlug Pau vor, uns in der Abenddämmerung auf den Ansitz zu begeben.

Vor Einbruch der Dämmerung saßen wir an einer Lichtung, in der vor Jahrzehnten ein Sturm wohl den Baumbestand vernichtet hatte. Niedriges Gestrüpp, Dornen und schneevergrabenes Geröll bedeckten die Fläche. Dahinter stieg schweigend die Wand der Taiga an.

Wir verhielten uns unbeweglich. Der Himmel spannte sich grau und schneekündend über den Bergen. Aus dem Tal klang das Schäumen eines Sturzbaches dumpf und eintönig herauf. Am Morgen hatte ich dort unten eine Wasseramsel beobachtet. Das Tierchen saß in der Nähe des Ufers, stieß ein paar kurze Laute aus, plötzlich schoß es ins Wasser, tauchte darin wie ein Tauchentchen unter. Ich sah es nicht wieder auffsteigen. Pau behauptete, die Wasseramseln liefen auf dem Grunde der Bäche und Flüsse eben so rasch wie auf der Erde.

Allmählich kam die Dämmerung. Das Zirpen der Meisen verstummte. Da begann der Udechese, auf einem Stück Birkenrinde den Klagelaut des Kabargajungen ertönen zu lassen. Quäkend klang der Ruf durch die Stille. Wir warteten. Nichts rührte sich. Im Tale toste der Bach.

Pau lockte nochmals. Auf der gegenüber liegenden Seite der Lichtung rieselte Schnee von einem Strauch nieder. Dort bewegte sich etwas. Aber es war nicht erkennbar, ob es ein Kabarga war. Nochmals quäkte der Klagelaut.

Ich hob vorsichtig das Nachtglas. Wieder fiel Schnee von einem überhängenden Zweig. Plötzlich leuchteten für eine Sekunde zwei Augen auf. Das war kein Kabarga, sondern irgend ein Raubtier, das, vom Klagelaut angelockt, Beute witterte.

Eben hatte ich das Glas gesenkt, um mich für alle Fälle schußfertig zu machen, da knallte neben mir Imquills Büchse. Donnernd brach sich der Schuß im Tale und hallte von den Bergen wider. In den dunklen Büschen um uns wurde es lebendig. Eiliges Trappeln, Knacken und Brechen scholl, dann das Geräusch leichter, flüchtender Hufe. Paus klagendes Locken mußte ein ganzes Rudel von Kabargas herbeigerufen haben, das noch sichernd im Gehölz gestanden hatte.

Wir lauschten. Nach wenigen Augenblicken war alles wieder still. Das eisige Schweigen dieser unendlichen Einsamkeiten stürzte über die in Nacht ertrinkende Waldwüste.

Imquill erklärte, er habe im gegenüber liegenden Gebüsch ein Stück Wild beobachtet. Er habe es nicht genau anzusprechen vermocht, doch hoffe er, nicht gefehlt zu haben. Wir überquerten die Lichtung. Zehn Schritte hinter dem Gebüsch, in dem ich das Aufblitzen der grünen Lichter gesehen hatte, lag zwischen schneeüberhangenen Felsen ein Wolf, der sich bei unserem Näherkommen herumwarf und uns zähnefletschend anzunehmen suchte. Doch sank er bei dem Versuch, aufzuspringen, zurück. Das Kreuz war zerschossen. Imquill brachte ihn mit einem zweiten Schuß zur Strecke. Es war ein alter, magerer, grauer Wolf, den die Kabargas wohl gewittert hatten. Ihm verdankten wir es, daß wir auf die Tiere nicht zum Schuß kamen.

Drei Tage später erlegte ich auf dem Abendanstand ein männliches Moschustier, ein recht gutes Stück. Die Länge betrug etwa 1,10 Meter, die Körperhöhe 45 Zentimeter am Widerrist. In merkwürdig hüpfenden Sprüngen war das Kabarga auf mich zugekommen, nach wenigen Sprüngen blieb es jeweils stehen, um zu sichern, und lief dann wieder an. Gerade wollte es in einer Dickung verschwinden, als die Kugel es traf. Den Moschusbeutel überließ ich dem Udechesen, der übrigens, da sich die Jagd mit der Büchse als zu unergiebig erwies, wieder zum Fang mit Schlingen zurückkehrte. Arme Kabargas! Wie lange noch — und sie werden, wenigstens in Ostsibirien, ausgestorben sein.

—⊡—

Im Handgemenge mit einem Leoparden

Von Charles Cottar,
dem bekannten amerikanischen Großwildjäger.

Seit Wochen schon hatte ein Leopard sich in der Nähe unserer Farm herumgetrieben, mehrere Eingeborene schwer verletzt und außer drei Hunden einige Rinder und Schafe geschlagen. Mike, mein Aeltester, sah eines Nachts auf dem Heimwege zwei glühende Augen im Dickicht. Auf seinen Schuß ertönte ein Knurren. Ein dunkler Schatten sprang in den Wald, dann war nichts mehr zu sehen.

Am anderen Morgen um fünf Uhr machten wir uns mit zwei Nachbarn und zehn Hunden auf die Suche. Schon vor Sonnenaufgang kamen wir an die Stelle, wo Mike in der Nacht seine unheimliche Begegnung gehabt. Einer der Hunde nahm die Spur auf, verschwand im Dickicht und gab schon nach wenigen Minuten Laut. Nach der Art seines Gebells mußte das verfolgte Tier auf einen Baum geklettert sein, demnach war es vermutlich der Leopard.

Ich schickte jetzt die beiden Jüngsten von urs, Mike und den Sohn des Nachbarn, dem Hunde nach, warnte sie aber gleichzeitig, zu nahe heran zu gehen, damit die Großkatze keine Gelegenheit erhielt, sie anzuspringen. Die beiden waren kaum verschwunden, als das Geheul der Hunde verkündete, daß der Leopard seinen Zufluchtsort verlassen hatte und auf uns zukam. Ganz in meiner Nähe, kaum 20 Meter entfernt, schien es zwischen ihm und den Hunden zum Handgemenge gekommen zu sein. Wütendes Gebell auf der einen, Fauchen und Knurren auf der anderen Seite deuteten darauf hin, wenn ich auch wegen des dichten Unterholzes nichts sehen konnte.

Der Leopard hatte zwei seiner Verfolger tödlich getroffen, ehe er sich entschloß, sein Heil in der Flucht zu suchen. Jetzt hörte ich ihn durch das Dickicht brechen und stürzte eilig, den Hunden folgend, hinter ihm her. Von jenen hatte jeder sein Teil abbekommen, einer wies vier schwere, bis auf den Knochen gehende Wunden auf.

Ein alter Elefantenwechsel kreuzte den Weg, den die Jagd nahm. Hier hatte mein Nachbar Dad Ryan, ein erfahrener Jäger, Aufstellung genommen, und da er uns versicherte, daß kein Leopard noch sonst ein Tier den Pfad gekreuzt habe, mußte der Verfolgte noch diesseits im Dickicht stecken. Dieses war nicht allzu ausgedehnt, etwa acht Hektar groß; daher beschlossen wir, es durchzutreiben. Wir waren etwa zu drei Vierteln damit fertig, als das Aufheulen eines Hundes und gleich darauf ein wütendes Fauchen uns zeigte, daß wir die Katze wieder gestellt hatten. Das heftige Gebell der Hunde zusammen mit dem Gebrüll, Knurren und Fauchen des Leoparden machten einem Lärm, der auch einem beherzten Manne auf die Nerven gehen konnte. Was das Tier beabsichtigte, war mir völlig klar: Es würde versuchen, die Hunde einen nach dem anderen durch geschickte Prankenschläge außer Gefecht zu setzen, um dann auf Nimmerwiedersehen zu verschwinden.

Das galt es zu verhindern, und so stürzte ich mich denn ins Dickicht, der Großkatze entgegen die ich bis dahin noch nicht einmal zu Gesicht bekommen hatte. Die Hunde, durch meine Nähe ermutigt, griffen beherzter an. Im Dämmerlicht des Waldes sah ich einige Büsche sich bewegen. Ich suchte mit den Blicken das Halbdunkel zu durchdringen, glaubte auch den Leoparden, vor den Hunden zurückweichend, zu erkennen. Aber das Zwielicht — die Sonne war inzwischen aufgegangen — mußte mich getäuscht haben. Denn plötzlich hörte ich ein wütendes Aufheulen, und dann sah ich die große Katze mit vorgestreckten Pranken und entblößtem Gebiß auf mich zuspringen. Und dabei durfte ich nicht schießen, denn in der Schußrichtung konnte sich Mike oder einer der beiden anderen befinden.

Ich riß die Büchse von der Wange und feuerte von der Hüfte. Natürlich sauste die Kugel ins Blaue, streifte dabei den Leoparden nicht einmal. Im nächsten Augenblick war dieser auf mir. Meine schon reichlich mürbe Kleidung riß unter dem Anprall, aber unter Aufbietung aller Kräfte gelang es mir, mit dem Rücken gegen eine Zeder gelehnt, auf den Füßen zu bleiben. Ich wollte die Büchse repetieren lassen, aber wenn auch die leere Hülse heraus sprang, die neue Kugel bekam ich nicht mehr in den Lauf. Schon schlug auch mein Gegner diesen zur Seite. Brust an Brust standen wir uns gegenüber, sein stinkender Raubtieratem schlug mir aus nächster Nähe ins Gesicht. Ich wehrte das Tier unter Aufbietung aller Kräfte mit dem Kolben ab. Seine rechte Pranke streifte meine Brust, mein Anzug zerriß wie Zunder. Bei einem neuen Versuch faßte er mit dem Gebiß meinen rechten Arm, ich fühlte die Zähne am Knochen entlang gleiten, verspürte aber sonderbarerweise keinen Schmerz. Die Nervenanspannung war wohl zu groß.

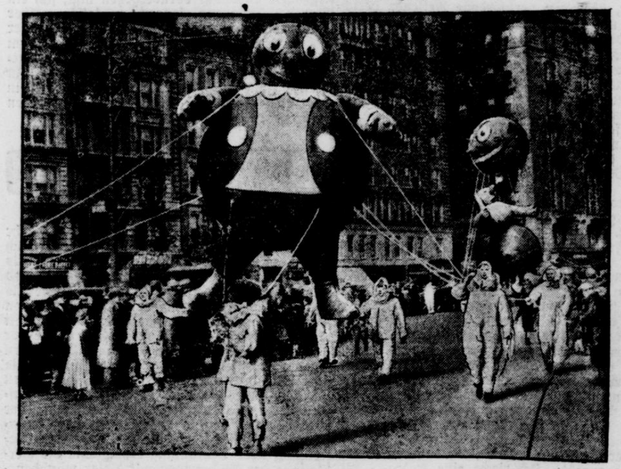
Aus Leibeskräften schrie ich derweil um Hilfe. Wo blieben nur die anderen? War ich sicher, daß sie mich nicht im Stiche lassen würden, aber warum kam niemand und schoß das wütende Tier nieder? Nur die Hunde näherten sich zaghaft, ohne sich jedoch zu neuem Angriff entschließen zu können. Ihre Gegenwart oder meine Rufe versetzten jedoch den Leoparden in neue Wut, er ließ meinen Arm los und versuchte, mein Gesicht zu fassen.

Den Kopf möglichst dicht an ihn drängend, umklammerte ich meinen Feind mit beiden Armen. Mit einer gewaltigen Anstrengung schleuderte ich ihn einige Meter weiter auf den Rücken. Doch er hatte kaum den Boden berührt, als er schon wieder in mächtigem Satze auf mich zuflog. Ehe ich nur Zeit hatte, mein Jagdmesser zu ziehen, war der Leopard wieder auf mir; unter der Wucht des Anpralles sank ich in ein Knie, die wütende Katze auf den Schultern! Ich drückte mich immer noch an die Zeder, daher gelang es dem Tier nicht, mir das Genick durchzubeißen. Ich dagegen konnte seine Vorderpranken packen und den Leoparden über meinen Kopf weg zu Boden reißen, wobei mir seine Klauen allerdings tiefe, blutige Furchen in Gesicht und Stirn gruben. Alles schwamm mir rot vor den Augen, kaum vermochte ich einen neuen Sprung nach meinem Kopfe mit den Armen abzuwehren. Immer wieder versuchte der Leopard, mich am Halse zu fassen. Schließlich, als ihm mein dicker Filzhut in den Rachen geriet, war der Augenblick für mich gekommen. Ehe jener sich davon befreit, hatte ich ihn mit beiden Armen wieder umklammert und von neuem zu Boden geschleudert, gerade in dem Augenblick, als zwei noch unverletzte Hunde aus dem Gebüsch auftauchten. Wie der Blitz waren sie über ihrem Feind, so daß dieser nicht zu einem neuen Sprung ansetzen konnte; und durch den Anblick ermutigt, wagten sich auch die übrigen Hunde, soweit sie dazu noch imstande waren, wieder heran.

Der Leopard gab jetzt Fersengeld. Die wilde Jagd verschwand um einen Busch in dem Augenblicke, als Mike neben mir auftauchte: „Was ist los, bist Du verletzt?" — Eine angesichts meines Zustandes ziemlich überflüssige Frage. — „Paß auf, der Leopard ist hinter Dir!!" konnte ich noch rufen, denn das Gebrüll und Bellen war wieder näher gekommen; die Großkatze schien es noch einmal mit mir versuchen zu wollen. Mike fuhr herum, riß die Büchse hoch, der Schuß knallte, und im Feuer brach der Leopard zusammen.

Der Erfolg war teuer genug erkauft. Ich hatte lange zu tun, bis meine Wunden ausgeheilt waren, mein Anzug befand sich in hoffnungslosem Zustande, zehn Hunde hatten mehr oder weniger schwere Denkzettel davon getragen. Dafür wog der Leopard aber auch 190 Pfund und maß ohne Schweif 2,30 Meter.

Wie Newyork Fasching feiert



Parade der „Aufgeblasenen" über Broadway und Fifth Avenue.

Das ist der Fasching der Amerikaner: Eine Parade von „Aufgeblasenen" durchzieht die Hauptstraßen Newyorks, ihre Parole ist: Wir tun uns dicke! — Es ist das Hauptvergnügen von Jung und Alt, unter ungeheurem Lärm und Jubel hinter den Puppenmonstren einherzuziehen.

Das Fische-Schießen der Indianer

Fabelhafte Treffsicherheit der Wilden am Amazonas.

Von Ulrich von Riet.

Die Indianer an den breiten Strömen, welche die unendlichen Urwälder des nördlichen Südamerika durchfließen, sind — ähnlich, wie die Südseeinsulaner — eine Art menschlicher Amphibien, denn da sie von frühester Jugend an am Wasser leben, ist ihnen dieses Element fast ebenso vertraut wie der feste Erdboden.

Da die dortigen Urwälder so dicht verwachsen sind, daß selbst der nackte Wilde sich kaum durchzuwinden vermag, müssen die Eingeborenen an den Ufern der Flüsse hausen, deren Wasserstand aber äußerst ungleich ist. Bald überschwemmen sie die Uferwälder meilenweit, bald wieder ist ihr Bett so ausgetrocknet, daß man auf den freigewordenen Sandufern bequem spazieren gehen kann.

Die Indianer sind nicht unintelligent, denn sie haben verschiedene, sehr bedeutende Erfindungen gemacht: die Hängematte, die Verwendung des Kautschuks (Gummis), die Herstellung von aufgeblasenen Gummibällen und das Tennisspiel. Insbesondere aber die Verwertung der in ihren Wäldern wachsenden Drogen, zumal des Chinins, Kokains u. a., verdankt die Menschheit diesen Wilden.

Auch auf dem Gebiete der Jagd und des Fischfangs zeigen die Eingeborenen eine erstaunliche Geschicklichkeit, die den Weißen oft unbegreiflich erscheint. Man versteht das, wenn man bedenkt, daß die Indianer von frühester Jugend an mit kleinen Booten auf dem Wasser liegen, um zu jagen und Fische zu schießen. Die Rothäute führen auch heute noch überall nur Pfeil und Bogen sowie das Blasrohr, denn diese sind viel handlicher, billiger und zweckmäßiger als Feuerwaffen, deren teure Munition dort kaum nachzubekommen ist. Die beiden Indianerwaffen nehmen alle Formen an; sie unterscheiden sich je nach den Stämmen, aber auch nach der Jagdart. Es gibt winzige und riesige Bogen, kurze und lange Pfeile, Blasrohre in allen Größen, darunter auch solche, die unmäßig lang erscheinen. Aber sie sind alle alterprobt und bewährt. Zum Blasen der Bolzen aus dem Rohr gehört nur eine sehr geringe Anstrengung.

Die Hauptnahrung der Eingeborenen besteht aus Fischen, die sich in ungeheuren Mengen in allen Flüssen finden, sodaß man sie oft geradezu herausschöpfen kann. Aber natürlich schmecken nicht alle gleich gut, und die Indianer wissen genau, welche die besten sind. So fahren sie, mit einem großen Fischjagd-Bogen bewaffnet, zu dem auch sehr lange Pfeile gehören, in ihren schnittigen Einbäumen ein Stück weit in den Strom hinaus und lassen das Boot dann dort treiben. Da die Flüsse des Amazonastieflandes fast kein Gefälle haben, scheint das Wasser zu stehen, und das Boot wird nur sehr langsam abgetrieben. Die Kähne sind aus einem einzigen Baumstamm hergestellt: Dessen Inneres wird durch geschickt angelegte Feuer ausgebrannt und dann sorgfältig mit geschliffenen Steinmeißeln ausgestemmt. Alle Indianerboote — soweit es sich nicht um größere Transport- und Frauenboote handelt — sind wie bei den Eskimos ausschließlich durch Peddel angetriebene kleine Einsitzer. Manche Stämme fertigen sich auch Baumrindenboote, die sehr an die Kajaks erinnern.

Draußen im Strom blickt sich der Wilde nach allen Seiten um; er sieht dabei überall Dinge, die einem Weißen ewig verborgen bleiben. Jeder Wasserwirbel sagt ihm, welcher Fisch ihn mit seinem Schwanz erzeugt hat. Aus tausend Umständen, aus der Tageszeit, der Bewölkung, dem Wind, dem Spiel der Mücken ersieht er, welche Fische er jetzt jagen kann — ja man möchte sagen, daß dem Indianer das spiegelnde Wasser durchsichtig ist. Plötzlich richtet er sich etwas auf, legt einen Pfeil auf die Sehne, zielt sekundenlang und schon schwirrt der Schuß los. Mit unfehlbarer Sicherheit ist ein Fisch durchbohrt. Da der Pfeil aus leichtem, schwimmendem Holz gefertigt ist, kann er nicht untergehen, vielmehr trägt er die Beute, so daß der Indio, der mit wenigen Ruderschlägen zur Stelle ist, sie bequem holen kann. Der tote Fisch wird abgestreift und vorn ins Boot geworfen, worauf sich der Pfeil wieder benützen läßt.